



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

vor andern gebahrt haben. Selbst der an sich ganz richtig empfundnen, aller Menschenfurcht entkleideten Apostelfühnheit des Athanasius ist, wie er Julian gegenübertritt, ein schauspielerisches Element der Herausforderung beigemischt, das nicht zu dem andern zu stimmen scheint. Bis in die Schilderungen, bis in das Kommen und Gehen der Gestalten hinein empfinden wir etwas unleben= diges, gewaltsam angespanntes; es ist, als ob Dahn den großen Schwierig= keiten der Aufgabe, die in der Ferne der dargestellten Zeit und Kultur liegen, durch einen überall untergeschnallten Rothern zu begegnen suchte. Jedesmal, wenn uns ein Hauch unmittelbarer Natur labt — und das geschieht in der über Jahre hingedehnten Fülle der Begebenheiten, wenn auch nicht häufig, so doch hie und da —, kommt das Bewußtsein, welche Riesenaufgabe es ist, ein überbildetes, der tiefsinnigen Grübele und der hohlen Phrase hüben und drüben anheimgefallnes Zeitalter des Scheins entkleiden, in seiner Wahrheit darstellen zu sollen. Ein viel robusterer und tieferer Dichter als Dahn, Charles Kingsley, ist in seiner „Hypatia“ dieser Gefahr des Scheins nicht ganz ent= gangen, aber der Verfasser des „Julian“ ist ihr sozusagen in den Rachen gesprungen.

Wir könnten noch lange fortfahren, würden aber schließlich immer bei dem= selben Ergebnis anlangen. Wo soll Hoffnung für den historischen Roman, für seine allein berechtigte Geltung als einer dichterischen Gattung herkommen, wenn die, die sich als seine Meister ehren lassen, von vornherein die besten Wirkungen, die möglich sind, gar nicht erstreben und sich mit dem Lobe begnügen, daß sie Dinge verständlich oder ziemlich verständlich gemacht haben, die mit andern Mitteln als poetischen eben auch und vielleicht besser verdeutlicht werden können? Was soll werden, wenn das Publikum an diesen Schau= stücken übersättigt ist und schließlich auch Schöpfungen, denen ein festerer Kern und ein stärkerer poetischer Trieb innewohnt, in die gleiche Verurteilung ein= schließt? Einstweilen und so lange sich nicht andre Werke siegreich über diese Art von geschichtlichen Romanen erheben, bleibt das Wort des Propheten in Kraft: „Seine Widersacher schweben empor, seinen Feinden gehets wohl!“



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Unsre Kolonien. Gäbe es im deutschen Reich eine geschichtswissenschaft= liche Gesellschaft, die über neue Preisaufgaben in Verlegenheit wäre, so könnte man ihr folgende vorschlagen: Wie lange pflegt die Begeisterung für einen neuen Gedanken, der das deutsche Volk erfüllt, vorzuhalten?

Wenn man unsre Geschichte von Anfang an durchgeht, so findet man, daß die Begeisterung nie sehr lange anhält. Der Leser mag sich einmal einen Zeitabschnitt der alten oder der neuen deutschen Geschichte herausnehmen und die Probe machen. Die Kolonialpolitik fing mit großer Begeisterung an, denn die Freude über die errungne Einheit war längst zum Teufel gegangen. Die Mörgelei auf allen Gebieten, Kulturkampf und Sozialdemokratie, Steuermoloch und Militarismus — und wie die Schlagworte der Unzufriednen heißen — hatte dem deutschen Volke längst die Begeisterung am neuen Reich verleidet. Da erfand der Meister der Staatskunst den Kolonialgedanken, und von Fels zu Meer jauchzte das Volk über Kamerun und Angra Pequena. Auf den Jahrmärkten wurden Taschentücher mit der afrikanischen Karte verkauft, Neger als Leuchter oder Aschenbecher und ähnliche Erzeugnisse des geistreichen deutschen Kunstgewerbes standen in allen Schaufenstern, es bildeten sich Kolonialgesellschaften, in denen jedes Mitglied für 5 Mark Jahresbeitrag das Recht erhielt, auf die Engländer und Franzosen zu schimpfen, weil sie uns nicht genug von Afrika übriggelassen hatten, und endlich wurde gegen die Regierung losgezogen, daß sie „ohne koloniales Programm“ regiere, gegen die Nachbarn zu nachsichtig sei und aus Ostafrika nicht in einem halben Jahre ein Indien gemacht hatte.

Gegen solche Kolonialpolitik anzukämpfen war den Herren Richter, Bamberger und Bebel ein leichtes. Sie verlangten, daß Vanille, Tabak, Kaffee und Kakao so schnell wachsen sollten wie die Kartoffeln, thaten so ungeberdig und machten einen solchen Nadau, daß die armen Kolonialschwärmer, die zunächst mehr als ihren Kaufsch nicht zu bieten hatten, ganz kleinlaut wurden, und die Regierung selbst zaghaft blieb. Auch die gewissenhafteste Gerechtigkeit kann nicht anders, sie muß bekennen, daß sich Fürst Bismarck die Kolonien ganz anders dachte. In Kamerun waren schon seit Jahrzehnten deutsche Kaufleute thätig, die, unbehindert durch Gesetz und Verordnung, mit den Schwarzen gute Geschäfte machten. Die deutsche Regierung brauchte bloß mit einem Kriegsschiff nachzusehen und einen Gouverneur zu bestellen, so war die Kolonie fertig. Aber so ging es nicht überall. In Ostafrika war ein mohammedanisches Reich zu erobern. Da war der Sultan von Sansibar, Buschiri und Vana Heri zu bekämpfen. Dazu genügte kein einzelnes Kriegsschiff und keine Gesellschaft für Kolonisation, deren Vorstand jede Woche in Berlin beim Biere beriet. An allen Grenzen unsrer weit auseinandergerissenen Kolonien tauchten Engländer und Franzosen auf, die den deutschen Michel, wenn er zugreifen wollte, auf die Finger schlugen und ihn mit Verträgen übers Ohr hieben. Die Sache langte nicht recht; man stritt sich in Deutschland um die Frage, welches Kolonialsystem eigentlich das richtige sei, das englische, wonach alles in den Händen der Privaten liegt, oder das französische, wonach die Regierung alles thut. Man wählte bei uns keines von beiden, d. h. weder die Regierung noch die Einzelnen thaten etwas. Wer ein Stück Feld erhält und nichts darauf verwendet, der kann keinen Vorteil daraus ziehen; das weiß Better Michel ebenso gut wie Better Fürge. Aber von Afrika hatte man so etwas gehört, als ob da Datteln und Feigen den Leuten ins Maul wüchsen. Also that man nichts weiter, als daß man die Kolonien durch Beamte und Offiziere regierte, man hoffte in dem schwarzen Erdteil auf den ewigen Frieden und war stolz, wenn infolge einer allgemeinen Sammlung zur Verbesserung der Viehzucht ein Merinoschaf nach Südwestafrika geschickt wurde. Ich gäbe sonst was drum, wenn ich hätte sehen können, wie sich die Engländer, Holländer und Franzosen bei dem Anblick dieses Gebahrens ins Fäustchen gelacht haben. Sie waren klug genug, es nicht zu zeigen. Während die Deutschen

systematisch an der Küste vorgingen und mit ihren Pfennigen den schwarzen Kontinent zu gewinnen dachten, zogen Frankreich und England mit Millionen ins Innere und schnappten dem armen Deutschen die fettesten Bissen vor dem Munde weg, wenn sie überhaupt fett waren. Das gab in Schwaben und am Niederrhein Gelegenheit zu neuem Geschrei. Die Regierung suchte den überseeischen Unternehmungsgeist durch alle Mittel anzustacheln; Privilegien, Orden und Kommerzienräte gingen daraus hervor, aber mit der Anlegung von Plantagen und Faktoreien ging es nur schwach vorwärts. Die Agrarier hatten kein bares Geld, die Kapitalisten zogen den Gewinn an der Börse vor, und die Hanseaten machten lieber in fremden Kolonien die durch Jahrhunderte gewiesenen Geschäfte, als daß sie in den jungfräulichen Boden von Deutschafrika etwas nennenswertes hineinsteckten.

Wer einmal die Geschichte dieser Kolonialpolitik schreiben wird, der wird die Feder in sein Herzblut tauchen und Britische und Geißel schwingen müssen — freilich dann nicht mehr gegen Körper, sondern gegen Schatten.

In dem Realismus der Zeit, in dem wirtschaftlichen Kriege aller gegen alle, in der Sucht der Zersplitterung war in den letzten zehn Jahren die Kolonialpolitik zu einem idealen und nationalen Bande geworden, das die deutschen Stämme zusammenhielt und ihren Blick von der Gegenwart, die ihnen der innere Hader verkümmerte, zu einer hoffnungreichen Zukunft erhob. Was hätte aus dem Gedanken werden können, wenn sich eine verständige Regierung seiner bemächtigt hätte! Aber der deutschen Kolonialpolitik ging es wie der deutschen Dichtkunst: keines Mäcenaten Güte förderte sie. In den ersten sieben oder acht Jahren bewilligte der Reichstag ohne Prüfung die mäßigen Forderungen der Regierung nach einer mehrtägigen Debatte darüber, ob es überhaupt wünschenswert sei, daß Deutschland Kolonien habe. Von großen Parteien wurde diese Frage verneint, was natürlich einen besondern Eindruck auf die Regierungen machen mußte, mit denen Deutschland über ein Stück Afrika verhandelte.

Eine Wendung trat ein, als Ostafrika im Begriff stand, an Buschiri verloren zu gehen. Das konnte man doch nicht zugeben, und so mußte Deutschland Schiffe und einige Millionen anwenden, um die Kolonie wiederzuerobern, und deshalb ziemt es sich wohl, daß dem halsabschneidenden Araber als Erhalter deutscher Kolonien ein Standbild von der dankbaren Nachwelt gesetzt werde. Nach dem vielgeschmähten Vertrag im Jahre 1890 mit England fühlte sich die Regierung verpflichtet, mehr für die Kolonien zu thun. Zur Erhaltung Südwestafrikas bei dem Reich trägt der von Herrn Bebel als Held gepriesene Hendrik Witbooi ein erkleckliches bei, und auch der Aufstand der Dahomeer in Kamerun befestigt unsere Herrschaft durch die Gründung einer seit zehn Jahren notwendigen Schutztruppe. Augenblicklich sind wir jedenfalls über das Stadium hinausgekommen, wo noch ernstlich von Vertretern des Volks die Frage erörtert werden kann, ob Deutschland Kolonien haben solle.

Über dieser Lösung sind zehn Jahre vergangen. In diesem Zeitraum hat man sich allmählich überzeugt, daß die deutschen Kolonien nicht bloß Sandwüsten und Fieberlöcher sind. Mit mehr oder minder Unverstand — denn wo sollte die Erfahrung herkommen — wurde auch Kapital in die afrikanische Erde gesteckt, und es zeigte sich, daß die Aufwendungen Nutzen versprechen, wenn auch nicht in so kurzer Zeit, wie ein Termingeschäft an der Börse. Auch die Regierung regierte weiter, wenn auch mit mehr oder weniger Ungeschick, denn wo sollte sie tüchtige Kolonialbeamte herbekommen; und auch der Reichstag bewilligte mehr oder weniger geringe Summen, denn wo sollte er das Verständnis und das Interesse

hernehmen; auch ein mehr oder weniger unerhebliches Hinterland wurde für jede Kolonie gewonnen, denn wo sollten Mittel und Menschen herkommen. Das befriedigt nicht einmal die Kolonialfreunde, die für 5 Mark Jahresbeitrag viel mehr von Afrika zu beanspruchen das Recht haben. Der Regierung wird Weisheit und Geschick abgesprochen, und mit Recht; aber auch aus den mehrtägigen Debatten des Reichstags wird sie nur wenig Weisheit schöpfen können, wenigstens nicht genug, um damit regieren zu können.

„Deutschland steckt noch in den kolonialen Kinderschuhen.“ Dieses Wort eines Engländer's ist nur zu wahr. Bei anständiger Behandlung hätte der deutsche Kolonialjunge viel schneller wachsen können. Aber die Stiefeltern haben es an der rechten Pflege fehlen lassen; den Nachbarkindern ist es besser gegangen. Trotzdem läßt sich der deutsche Michel nicht unterdrücken; er ist oft so tückisch, andre für sich sammeln zu lassen und dann zuzugreifen (siehe Elsaß-Lothringen). So wird sich auch trotz allem, was geschehen und nicht geschehen ist, das deutsche Volk seine kolonialen Hoffnungen nicht nehmen lassen.

Die Archivlaufbahn. Am 14. Februar kam im preußischen Abgeordneten= hause auch der Archivetat zur Besprechung. Man konnte dabei Wunderdinge hören über die Besoldung der Archivbeamten; sie sind von allen akademisch gebildeten Beamten thatsächlich am schlechtesten gestellt. Man könnte sie die Stiefkinder des preußischen Staats nennen, denn an sie wird gar nicht gedacht, während alle andern Beamtenklassen doch wenigstens Anfänge zur Besserung aufzuweisen haben.

Ein junger Mann, der sich dem Archivdienst widmen will, muß Geschichte studirt haben. Nachdem er acht Semester auf der Universität zugebracht und seiner Dienstpflicht im Heere genügt hat, meldet er sich zum Archivdienst und wird dann nach zwei- bis dreijähriger Wartezeit zugelassen, aber erst als Hilfsarbeiter. Auf seine wirkliche Anstellung hat er noch sechs bis acht Jahre zu warten, sodaß er bis dahin über dreißig Jahre alt wird. Er sollte nun imstande sein, eine Familie zu gründen, aber sein Anfangsgehalt ist so niedrig bemessen, daß er so hochfliegende Pläne nicht fassen darf. Mit 1800 Mark wird er angestellt, und sein Gehalt steigt in Zwischenräumen von drei Jahren auf 4500 Mark. Diese höchste Summe, die um 900 Mark hinter dem höchsten Gehalt eines Oberlehrers zurückbleibt, erreicht er also nach vierundzwanzig Jahren. Selbst der Vorstand eines Archivs in der Provinz wird nicht höher bedacht trotz seiner verantwortungsvollen Stellung, und obgleich er als Chef seiner Behörde doch auch einige „Repräsentationspflichten“ hat.

Hiernach kann man sich eine Vorstellung davon machen, wie schwierig es für einen Archivbeamten ist, sich in seiner Stellung zu behaupten. Er muß notgedrungen literarische Arbeiten machen, die ihm oft nur allzu schlecht gelohnt werden, besonders wenn er sich in einer Stadt wie Koblenz, Aurich, Osnabrück, Stettin u. s. w. befindet, wo keine wissenschaftliche Bibliothek ist, sodaß er sich alle nötigen Bücher aus der nächsten Universitätsbibliothek kommen lassen muß.

Der Abgeordnete Professor Baasche machte darauf aufmerksam, daß die Subalternbeamten in dem Archiv bisweilen bedeutend besser gestellt seien als die Archivare. So bezieht einer dieser Herren in Berlin die Summe von 5400 Mark, die für einen akademisch gebildeten Beamten ganz unerreichbar ist, ein anderer ebenfalls in Berlin 4200 Mark u. s. w. Das sind glänzende Gehalte in den Augen manches armen Archivars, der sich und seine Familie mit 2600 bis 3000 Mark ernähren soll und gezwungen ist, in einer der theuern Städte des Westens zu leben.

Daß die Archivbeamten Gleichstellung mit den andern akademisch gebildeten Be-

amten verlangen können, ist doch wohl nicht zu bestreiten. Trotzdem geschieht nichts für sie. Man vertröstet sie immer wieder auf die Zukunft, obgleich die Summe, die zur Aufbesserung nötig wäre, bei der kleinen Zahl der Beamten sehr gering ist.

Hoffentlich dienen diese Zeilen dazu, manchen jungen Mann, der kein Vermögen hat, und der nicht die Mönchsgelübde abgelegt hat, vor der entsagungsvollen Laufbahn eines Archivbeamten zu warnen, er müßte denn gerade Schreiber in der Kanzlei werden wollen, wo er es ohne Schule und Universität herrlich weit bringen kann.

Zum Wagnerkultus. Zu welchen Mitteln der geschäftsmäßige Wagnerkultus greift, um die erlahmende Teilnahme für den „Meister“ immer aufs neue anzustacheln, davon haben wir in der letzten Woche in Leipzig ein fast unglaubliches Beispiel erlebt. Einer der Herren Musikschreiber des Leipziger Tageblatts, ein gewisser Herr Pfau, erlaubte sich eine Besprechung des Gewandhauskonzerts vom 8. Februar mit folgender Bemerkung zu schließen: „Mit Befremden ersehen wir aus dem Programm zum nächsten (18.) Abonnementkonzert (am 15. Februar), daß man Richard Wagners Todestag (13. Februar) anscheinend vorübergehen lassen will, ohne denselben hier in Leipzig, als (!) in der Geburtsstadt des Meisters, zu gedenken; hoffentlich bedarf es nur dieser Anregung, um das Gegenteil zu erzielen!“ Eine Woche später, in der Besprechung des nächsten Konzerts, berichtete derselbe Herr, daß ihm von der Direktion der Gewandhauskonzerte ein Schreiben zugegangen sei mit der Mitteilung, daß bereits beim Entwurf der Programme im Hinblick auf die Nähe von Wagners Todestag für das Konzert vom 22. Februar das Vorspiel zum Parsifal in Aussicht genommen worden sei. „Abgesehen hiervon sei es der mannichfachen Rücksichten wegen, die bei Feststellung der Programme zu beobachten seien, nicht möglich und nie Brauch gewesen, konsequent der Todestage aller Meister zu gedenken.“ Daran erlaubte sich der betreffende Herr Musikschreiber wieder folgende Bemerkung zu knüpfen: „Mit dieser Erklärung hat man sich nun zufrieden zu geben — d. h. es bleibt nichts andres übrig, als es zu sein. Ob sie in allen ihren Einzelheiten stichhaltig ist, kann freilich als eine andre Frage betrachtet werden; denn einerseits dürfte es keine besondern Schwierigkeiten verursacht haben, wenn man noch kurz vor dem betreffenden Konzert — wie das anderwärts und wohl auch hier schon oft geschehen ist — eine Orchesternummer eingeschoben oder eventuell (!) umgeändert hätte, andererseits könnte man gerade mit Richard Wagner in Leipzig, als der Geburtsstadt des Meisters wohl eine Ausnahme machen und alljährlich in dem Gewandhauskonzert der betreffenden Februarwoche, in die sein Todestag fällt, ein Werk von ihm zur Aufführung bringen. Doch das sind persönliche Ansichten von Pietät, über die sich vielleicht streiten läßt, wir wollen daher über diese Angelegenheit nicht länger disputieren und geben es jedem Leser persönlich anheim, sich sein Urteil über dieselbe zu bilden. Sagt doch der große Wagner (!) selbst, um dessen Willen hier dieser kleine Streit entbrannt ist, in seinen Meisterfingern: »Laßt das Volk auch Richter sein« — und wir glauben, daß er, wie immer, so auch damit Recht gehabt hat! Was wird das »Volk,« d. h. in diesem Falle das musikliebende Publikum unsers Leipzig, nun dazu sagen, daß man gestern den Wagner vergessen konnte, wie wird es richten? Qui vivra, verra!“ Das Konzert, das sich Herr Pfau leider so hatte mit anhören müssen, bestand übrigens aus der vollständigen Musik zum Egmont von Beethoven und der B-dur-Symphonie von Schumann — freilich ein schwacher Ersatz für das Vorspiel zum Parsifal.*)

*) Zu dem Finale der Symphonie bemerkt, nebenbei gesagt, Herr Pfau, daß es „frohe, fast jühdhaft optimistische Lebenszuversicht atme!“ Solchen albernen Schwatz wagt man dem Leipziger Publikum zu bieten!

Am 26. Februar nun brachte das Leipziger Tageblatt folgendes angebliche Eingefandt: „Das für den 22. Februar von der Direktion des Gewandhauses in Aussicht genommene Vorspiel zu Parsifal findet sich nicht auf dem Programm. Die Schwierigkeiten, welche schon der bekannte von Herrn Pfau veröffentlichte Brief betonte, waren also leider unüberwindliche (he!). Man darf sich nun doch wohl bei der Direktion nach der Art dieser Schwierigkeiten erkundigen. Besser wäre es freilich gewesen, die Direktion hätte sich unaufgefordert darüber geäußert, warum sie den Vorwurf der Pietätlosigkeit gegen die Manen Richard Wagners, welchen breite Schichten des Gewandhauspublikums gegen sie erheben, auf sich zu nehmen gezwungen war. Denn in einer Zwangslage scheint sich ja die Direktion zu befinden, wenn man nicht gerade annehmen will, daß durch bloße Redensarten eine berechnete Forderung des Publikums beschwichtigt werden soll. Die musikalische Richtung der Direktion und des Leiters der Konzerte in Ehren! Aber ihr Geschmack allein ist doch nicht maßgebend. Seit Jahren ist der Wunsch des Publikums in dieser Beziehung kein Geheimnis. Warum versagt man denn diesem bescheidenen Wunsche, das jetzt erst lauter und lauter wird, die Gewährung? Die Konzerte sind doch auch für das Publikum da und nicht allein für die Omnipotentes der Direktorialloge. Man wird schon zufrieden sein, wenn alljährlich einige wenige der hervorragendsten Wagnerschen Tonschöpfungen zu Gehör gebracht werden. Die Res severa wird darunter nicht leiden und der Charakter unsrer Konzerte nicht gefährdet werden. Bei dem Mangel jeglichen Druckes, den das Publikum auf die Konzertleitung auszuüben in der Lage ist, dürfte es aber längst einer Art von Höflichkeitsakt entsprochen (!) haben, dem Publikum in dieser Richtung entgegenzukommen. Auch jetzt bleibt wieder beim Wünschen, aber das dürfte der Direktion doch nun allmählich klar werden, daß auch sie Pflichten gegen das musikliebende Publikum Leipzigs zu erfüllen hat. Die Konzertsaison ist bald zu Ende; möchten die Stimmen, die sich seit Jahren gegen Schluß derselben erheben und ihre Wünsche mehr oder weniger deutlich zu präzisieren pflegen, nicht wieder bis zum nächsten Jahre ungehört verhallen.“

Daraufhin hat die Direktion der Gewandhauskonzerte — nun, was denn? — auf das Programm des 8. März wahrhaftig das Vorspiel zum Parsifal gesetzt und auch noch das „Preislied“ des Walther Stolzing aus den Meisterängern!

Die gewerbsmäßige Musikschreiberei ist in Leipzig in den letzten Jahren immer anmaßender geworden. Leute, über deren Herkunft und Bildung niemand etwas weiß, tauchen plötzlich auf, reißen das Maul auf und geberden sich als die musikalischen Erzieher der Stadt, als die Hüter und Wächter des guten Geschmacks, als die einzigen Kenner und Eingeweihten, spielen dabei aufs wohlfeilste die großen Unparteiischen, die Objektiven, indem sie sich heute ebenso heuchlerisch für Mozart begeistern wie gestern für Berlioz, und verteilen Woche für Woche gnädig Lob und Tadel. Aber der Direktion der Gewandhauskonzerte „Pietätlosigkeit“ vorzuwerfen, weil sie Wagners Todestag unberücksichtigt hat vorübergehen lassen, das übersteigt denn doch alles bisher Dagewesene.

Wer in Leipzig Wagner hören will, geht ins Theater oder — auf die Wachparade. Dort hat er Gelegenheit gerade genug dazu. In den Gewandhauskonzerten abonniert kein Mensch, um Wagner zu hören. Wem die Programme nicht gefallen, der braucht ja nicht zu abonnieren. Es giebt in Leipzig so viel Leute, die mit Schmerzen auf einen Platz im Gewandhause warten, daß die Direktion um einiger Schreier willen nicht ein Haar breit von ihren Grundsätzen abzuweichen braucht. Offen gestanden: wir begreifen nicht, wie sich die Direktion

so weit hat herablassen können, auf diese dreiste Anzapfung auch nur ein Wort zu erwidern.

Es handelt sich aber hier nicht bloß um die Frage, ob Wagner ins Gewandhaus gehört oder nicht, es handelt sich auch darum, ob der erste beste hergelaufene Pfennigschreiber das Recht haben soll, mit solcher Unmaßung der Leitung eines Kunstinstituts, wie es die Leipziger Gewandhauskonzerte sind, gegenüberzutreten. Warum braucht man nicht sein Hausrecht und weist solchen Herren die Thür? Die Leipziger Gewandhauskonzerte haben über hundert Jahre bestanden und glänzend bestanden, ohne daß eine Zeile über sie geschrieben worden ist. Hängt ihre Existenz etwa jetzt davon ab, daß Woche für Woche dieses Geschreibsel in der Tagespresse darüber erscheint? Weder Herr Kapellmeister Reinecke, noch das Gewandhausorchester, noch der Konzertflügel des Herrn Kommerzienrat Blüthner bedarf allwöchentlich der erneuten Versicherung seiner Vortrefflichkeit. Die gastirenden Geiger und Sängerinnen aber mögen sich, wenn sie solche Zeugnisse für ihr Geschäft brauchen, ihre Leistungen in einem Autograph der Herren Pfau und Geossen bescheinigen lassen. Das „musikliebende Publikum Leipzigs“ braucht ihre Weisheit nicht, es urteilt selbst.

Gummiräder. Eben ist die Schulstunde von elf bis zwölf Uhr zu Ende, in der der Lehrer den Kindern, elf- und zwölfjährigen Mädchen, von den reißenden Tieren Indiens, den Tigern und Leoparden, erzählt und unsre Kultur gepriesen hat, die es unmöglich macht, daß ein Mensch sein Leben durch einen dieser heimtückischen, blutdürstigen Räuber verliert, der unversehens aus dem Busche bricht. Die Kinder atmen auf, hören mit halber Andacht das Schlußgebet, stellen sich sittsam ungeduldig in Reihen, und der Lehrer führt sie die Treppe hinab bis an das Gitterthor, das den Schulhof von der Straße abgrenzt. Weiter kann er sie nicht führen, da sie sich vor dem Thor in alle Straßen zerstreuen. Er winkt ihnen einen Gruß zu, ein Knicken geht durch die ganze Schar, und die ersten treten auf die Straße.

Gleich darauf ein Angstschrei, ein Drängen nach dem Thore. Draußen liegt eins von den blühenden Kindern unter den acht Hufen eines schäumenden Gespanns einer glänzenden Kutsche, die lautlos in die Kinderschar hineingefahren ist! Der Lehrer hebt das Kind auf, dessen zertretener Körper sich in Schmerzen windet. Glücklicherweise haucht es gleich darauf seinen Geist aus. Jedenfalls hat es kurz gelitten. Aber der Lehrer — die Eltern — die Gefährten? — Der Wagen fährt auf Gummirädern lautlos weiter, wie er gekommen ist.

Es ist wahr, wir haben weder Tiger noch Leoparden. Aber dafür haben wir diese von dem raffinirtesten Luxus ausgesonnenen Kutschen, denen alljährlich ein paar Duzend Kinder und Gebrechliche in den Straßen unsrer Großstädte zum Opfer fallen. Der Insasse will weich sitzen, wenn er zum Auserfrühstück oder zur Börse fährt. Warum auch nicht? Er hat ja Geld, steht also über der Masse. Seine Geschäfte und seine Genußsucht ruiniren vielleicht mehr Existenzen, als er mit den Gummirädern seiner Kalesche niederwirft. Auch hat ers eilig, denn er erhebt sich erst aus den Federn, wenn wir andern schon tief in der Arbeit stecken. Diese Zeit muß eingebracht werden. Ebenso die beim Essen, im Ballet, beim Spiel verbrachte.

Unsre treffliche Polizei molestirt jeden elenden Hauderer, dessen Kaffelkaren man von weitem hört, daß er seinem Klepper ein Schellengeläut umhängt, sobald der Schnee die Straßen weich gemacht hat. Man könnte ja den Wagen überhören, es könnte ein Unglück geschehen! Du lieber Gott! Dieser arme Kerl fährt nicht zum Vergnügen, sondern weil er muß. Aber die Luxuskutsche, die absolut nichts not-

wendiges, nicht einmal etwas ernstes zu thun hat, darf Sommer und Winter, bei Tag und Nacht auf ihren Gummirädern die armen Kinder erschrecken, bedrohen, zu Tode fahren.

Wenn wirs auch nicht hindern können, daß der Luxus, mit schlechtem Beispiel von oben herab, Gift in die Adern unsers Volks fließt, so lassen wir es wenigstens nicht zu, daß er offenkundig verbrecherisch werde. Fort mit den Gummirädern! Nehmt sie von diesen Maschinen und setzt die Wagen darauf, in denen man Kranke und Verunglückte ins Spital fährt. Nur da ist das Gummirad am Platze, nur da!



Litteratur

Xenien 1796. Nach den Handschriften des Goethe- und Schillerarchivs herausgegeben von Erich Schmidt und Bernhard Suphan. Abdruck der achten Schrift der Goethegesellschaft. Weimar, Hermann Böhlaus, 1893

Die neueste Gabe der Goethegesellschaft, die erste aus dem vereinten Goethe- und Schillerarchiv, ist ein Abdruck sämtlicher Xenien, also des ersten großen offenen Zeugnisses von dem Bunde zwischen Goethe und Schiller, der jetzt vor hundert Jahren mit der Begründung der Horen geschlossen wurde.

Der Plan zu den Xenien ist bald von Goethe, bald von Schiller geändert worden. Ursprünglich dachte Schiller an kritische Verse in den Horen, zu Weihnachten 1795 schrieb ihm aber Goethe: „Den Einfall, auf alle Zeitschriften Epigramme, jedes in einem einzigen Disticho, zu machen, wie die Xenia des Martialis sind, der mir dieser Tage gekommen ist, müssen wir kultiviren und eine solche Sammlung in Ihren Musenalmanach des nächsten Jahres bringen. Wir müssen nur viele machen und die besten aussuchen.“ Schiller fand den Gedanken prächtig, erweiterte alsbald die Ziele, und rasch wuchs nun eine bunte Menge von Distichen, scharfen und milden, persönlichen und allgemeinen, ephemeren und ewigen: am Johannisstage 1796 stehen nach einer ersten Musterung 630 Nummern auf dem Plan. Etwa um hundert neue von Schiller vermehrt, trifft Ende Juni die stattliche Schar bei Goethe ein, dieser läßt sie nach einigen Streichungen von seinem Sekretär Geist rein abschreiben, und diese Abschrift ist es, die der neuen Ausgabe zu Grunde gelegt worden ist, denn sie bedeutet den höchsten Punkt in der ersten geraden Entwicklung des Plans: sie enthält in bunter Reihe die spätern Xenien des Almanachs, die tabulae votivae und noch eine Menge andrer Epigramme, viele politischen Charakters, zusammen 676 Distichen. Aber diese Buntheit widersprach Schillers energischerer Künftlernatur und veranlaßte ihn — Goethe gab nach —, für seinen Almanach aus dieser Menge von Bausteinen das feste Gebäude der streitbaren, später sogenannten „Xenien“ (414 Distichen) zu fügen, das an den Schluß des Almanachs gesetzt wurde, und als besondre Gruppe die in Inhalt und Ton edler gearteten Votivtafeln auszuscheiden. Wie kühn er dabei in seiner und des Freundes Arbeit gestrichen hat, um ein künstlerisches Ganze hinzustellen, das lehrt aufs deutlichste die vorliegende Ausgabe, die in den 168*) bisher unbekannten Versen durchaus nicht etwa lauter minderwertiges Gut bringt.

*) Nicht 178, wie in der Einleitung angegeben ist; die Geist'sche Abschrift enthält nur 133, nicht 143 unbekannte.